

Karl Rühmann

Roman

Matija
Katun
und seine
Söhne

rüffer & rub literatur

rüffer & rub literatur



Karl Rühmann

Matija
Katun
und seine
Söhne

Roman

Der Autor und der Verlag bedanken sich für
die großzügige Unterstützung bei



Kanton Zürich
Kulturförderung

SWISSLOS



Stadt Zürich
Kultur

Der Autor dankt der Stadt Zürich für das Werkjahr-Stipendium,
mit dem sie die Arbeit an diesem Buch gefördert hat.

Der Autor dankt ProHelvetia für ihre Unterstützung bei den
Recherchen zu diesem Buch.

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt für Kultur
mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2025 unterstützt.

rüffer & rub literatur

Erste Auflage Frühjahr 2025

Alle Rechte vorbehalten

© 2025 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich

www.ruefferundrub.ch

Verlag/Hersteller: rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH,

Alderstrasse 21, 8008 Zürich/Schweiz, info@ruefferundrub.ch

Fullfillment-Dienstleister/Händler: Brockhaus / Commission,

Kreidlerstraße 9, 70806 Kornwestheim/Deutschland, gpsr@brocom.de

Bildnachweis:

Umschlag (Bild), Vor-, Nachsatz, S. z.f., 6: © Priscilla du Preez |
unsplash.com

Umschlag (Manuskript), S. 3: © DNY59 | istockphoto.com

Autorenporträt: © Franz Noser

Schrift: Filo Pro

Druck und Bindung: GRASPO CZ, a.s.

Papier: Munken print white, 80 g/m², 1,5

ISBN 978-3-907351-36-9

*

Eines Abends Mitte Mai saßen Pepo und ich alleine auf der Bank vor seinem Haus, Kata war im Dorf unterwegs, von den Nachbarn ließ sich niemand blicken. Die Sonne war soeben hinter die Dachkante gesunken, wir brauchten nicht länger den Schatten des großen Nussbaums. Pepo zeigte auf den Baum und sagte, sein Vater habe ihn nach dem Krieg gepflanzt. »Schwierige Zeiten damals«, fügte er hinzu. »Viele Leute wanderten nach Amerika aus. Junge Männer.« Plötzlich lachte er auf: »Vielleicht reden heute mehr Menschen unsere Sprache in New York als hier.«

Ich fragte, was er davon halte.

»Es ist, wie es ist«, sagte er. »Die jungen Leute hier wollen nicht Žejanski sprechen. Sie sagen, das sei die Sprache der Bauern und der Alten. Vielleicht haben sie recht.« Er seufzte und zeigte auf die Flasche. Ich schüttelte den Kopf.

»Leben deine Eltern?«, fragte er.

»Meine Mutter starb, als ich klein war. Mein Vater lebt«, sagte ich.

»Geht es ihm gut?«

Ich überlegte kurz, kratzte mein bestes Kroatisch zusammen und sagte: »Er ist in Rente. Er hat ein bequemes Leben. Ich weiß nicht, ob es ihm gut geht. Er ist nicht zufrieden.«

»Wie du«, lachte Pepo. »Nur dass du nicht in Rente bist.« Dann wurde er ernst. »Du solltest herausfinden, wie es ihm geht. Und warum er nicht zufrieden ist. Das ist wichtiger als alle Bücher.«

Ich war verstimmt. Über Pepo, denn sein altbackener Kalenderspruch klang herablassend. Und über meinen Vater, ohne zu wissen, warum. Natürlich meinte es Pepo gut, und es tat mir leid, dass mich der Frust, den ich in Zürich zurücklassen wollte, in Žejane eingeholt hatte. Um mich abzulenken, bat ich Pepo, mir mehr von seinem Vater zu erzählen. »Aber nicht zu schnell«, fügte ich hinzu.

»Keine Sorge«, sagte er. »Unsere Erzählungen sind immer langsam, ob wahr oder erfunden.«

Das gefiel mir. Nicht nur, weil ich immer noch an meinen Kenntnissen der mündlichen Sprache

zweifelte. Auch den Text, an dem ich arbeitete, dachte ich mir als eine Geschichte, die man langsam lesen und über die man ohne Hast nachdenken sollte.

»Mein Vater, wir sagen Čaja, war Bauer«, erzählte Pepo. »Arm, wie alle hier. Wir hatten ein paar Schafe, verkauften Käse, Oliven, auch Essig. Es waren die Fünfinger, Istrien war Jugoslawien zugefallen, man musste sich umgewöhnen, der Friede war erst ein paar Jahre alt. Das Leben war schwer. Meine beiden Onkel verließen das Dorf, Vito ging nach Amerika, Vlado nach Australien. Der ›Amerikaner‹ kam schon nach fünf Jahren zurück, noch ärmer als vorher.« Pepo lachte freudlos. »Vlado blieb in Sydney, er schrieb uns oft und schickte Geld.«

»Und dein Vater?«, fragte ich. »Wollte er nicht weg?«

»Nein. Er sagte immer, er wolle in seinem Alter keine neue Sprache lernen. Er warte, bis die dort drüben Žejanski könnten.« Wieder lachte er, ich stimmte ein. »Es war besser so, er war nicht der Typ für die große weite Welt. Der Acker war ihm stets näher als das Bergwerk.«

»Und du? Wärest du gern nach Amerika gegangen?«, fragte ich.

»Nein. Ich halte es wie mein Vater, Gott habe ihn selig. Mir reicht die Welt, die ich von dieser Bank aus sehe. Und wenn ich doch mehr sehen will, kann ich ja auf den Baum dort drüben klettern.«

*

Im Juni wurde es von einem Tag auf den anderen heiß. Der Sommer legte sich schwer auf Opatija, man schleppte sich von einem Schatten in den nächsten. Um der Hitze zu entkommen, tranken wir unseren ersten Cappuccino früher, den zweiten verlegten wir ins »O sole bio«, da war es kühler als im »Strauss«. Allerdings hatte Nada viel mehr zu tun als noch im Frühling, das Glöckchen über der Tür klingelte im Minutentakt. Ich packte mit an, das war nicht weiter schwierig, denn die meisten Leute, die in den Laden kamen, sprachen Italienisch, Englisch oder Deutsch. Immer wieder konnte ich auch mein Kroatisch einsetzen. Ich freute mich, wenn man mich verstand und Nada mein Gestammel mit einem anerkennenden Nicken quittierte.

Gegen 11 Uhr ging ich in meine verdunkelte Wohnung zurück und arbeitete bis zum frühen Abend. Wenn ich nicht nach Rijeka in den Sprachkurs musste, ging ich schwimmen, danach traf ich Nada im »Roko«, unserem Stammrestaurant, oder wir kochten uns ein Abendessen und nahmen es auf meinem Balkon ein. Das Leben war ziemlich wunderbar, fand ich.

An einem Abend sprach ich es aus.

»Dass ich das noch erleben darf«, sagte Nada.
»Wo ist deine Schwermut hin?«

Ich sagte, ich würde die nur noch in meinem Buch ausleben.

»Da passt sie gut hinein«, sagte sie. »Überhaupt gefällt mir dein Buch immer besser. Ich bin gespannt, wie es weitergeht.«

»Im Buch oder mit dem Buch?«

»Beides. Aber im Moment eher im Buch. Wird Mila zurückkommen?«

»Selbst wenn ich es wüsste, würde ich es dir nicht verraten«, sagte ich.

Nada sah mich lange an. »Interessant«, sagte sie schließlich, »dass du es auch nicht weißt.«

Ich freute mich, dass sie das so sah, meine Laune wurde noch besser. »Weißt du«, sagte ich, »wichtig ist, dass ich es nur ein wenig vor dir erfahre. Wir entdecken die Geschichte gemeinsam, ich bin dir nur ein paar kleine Schritte voraus.«

»Arbeiten alle Autoren so?«

»Das glaube ich nicht. Die richtig guten können vermutlich alles im Voraus planen, ohne dass du es beim Lesen merkst. Aber in unserem Fall bin ich ja nicht der Autor, wie wir beide wissen.«

Sie lachte. »Stimmt, ich vergesse das immer wieder.«

Das sei in dieser Phase nicht weiter schlimm, sagte ich. »Aber wenn das Buch draußen ist, wirst du dich zusammennehmen müssen. Du bist ja die Einzige, die ...«

Sie fiel mir ins Wort: »Denkst du nicht, dass wir Mauro ins Boot holen sollten?«

»Warum?«

»Er kann dir helfen. Žejanisch ist seine Muttersprache. Man wird dich dies und das fragen. Mauro kennt sich aus, besser als du und ich zusammen.«

Ich sagte, dass ich nur wenige Mitwisser haben möchte und immer noch glaube, alleine durchzukommen.

Nada gab nicht auf: »Es wird Fragen zum Originaltext geben.«

»Mauro ist Zoras Schwager«, gab ich zu bedenken.

»Na und? Er muss ihr nicht alles erzählen. Und wenn doch, wäre es auch kein Problem, Zora ist sehr verschwiegen.«

»Ich muss mir das überlegen. Im Moment glaube ich nicht, dass die Fragen so schwierig sein werden.«

Wieder schüttelte Nada den Kopf. »Für einen Schweizer bist du manchmal überraschend štupidast.«

»Ach komm, sei keine Spielverderberin«, murrte ich.

Woher kamen plötzlich diese Bedenken? Alles lief doch nach Plan.

»Naivling«, sagte Nada.

»Übervorsichtige Angsthäsin.«

»Untervorsichtiger Hochstapler. Du solltest eigentlich auf Žejanisch weitermachen, du Sprachvirtuose.«

»Wer sagt, dass ich das nicht kann?«

»Ich. Aber jetzt im Ernst: Für den Fall, dass es hier schwierig wird, solltest du einen Verbündeten haben, der sich auskennt.«

»Was soll schon hier schwierig werden? Wenn Probleme auftauchen, dann eher zu Hause«, sagte ich.

Nada schüttelte den Kopf. »Es soll einmal eine schöne Tradition gegeben haben«, sagte sie. »Genau für deinesgleichen. Etwas mit Teer und Federn.«

Wir lachten und entspannten uns. Nada lachte vielleicht eine Spur heiterer als ich. Ich fragte mich, ob sie ihre Skepsis nur vortäuschte, damit ich auf der Hut blieb und mir ausreichend gute Argumente zurechtlegte.

*

Ich schickte Julia eine Nachricht und fragte, wie es ihr und Vater ging. Sie schrieb zurück, Vater sei im Krankenhaus. Er habe während eines Vortrags in Basel einen Schwächeanfall erlitten. Herzprobleme. Aber es gehe ihm inzwischen besser. Ich rief sie an.

»Sorry, Ingmar«, flüsterte sie, »aber ich kann gerade nicht, bin in der Zentralbibliothek. Recherche wegen einer Übersetzung. Ein anderes Mal, okay?«

Ich wollte fragen, was genau passiert sei, aber Julia hatte mich schon weggedrückt. Sie würde sich gleich wieder melden, hoffte ich, das wäre doch das Mindeste. Doch mein Telefon blieb stumm. Ich wollte darin ein Zeichen sehen, dass es um Vaters Ge-

sundheit nicht so schlecht stehen konnte, und ich wandte mich wieder meiner Arbeit zu. Als das Telefon läutete, war ich sicher, dass Julia nun doch noch Zeit gefunden hatte. Aber es war Anna.

»Hey, großer Bruder. Wie läuft es mit deiner Entdeckung?«

»Bestens«, sagte ich. »Aber sag mal, weißt du etwas über Vaters Schwächeanfall? Hast du mit Julia gesprochen?«

»Er ist in Basel im Krankenhaus«, sagte sie.

»Was ist passiert?«

»Keine Ahnung. Es wurde ihm schlecht und sie riefen den Rettungswagen.« Sie klang sehr gelassen, beinahe unbeteiligt.

»War es das Herz?« Es gelang mir zu meinem Leidwesen nicht, ihren sachlichen Ton zu übernehmen.

»Ja, es sieht danach aus. Aber es wird nicht so schlimm gewesen sein, er darf schon am Freitag wieder nach Hause.«

»Dann war es kein Infarkt?«

»Wie gesagt, ich weiß es nicht, Ingmar. Ruf doch selbst...«

Ich legte grußlos auf. Nach fünf Minuten bereute ich es und rief wieder an. Anna ging nicht ans Telefon.

*

Julia schrieb, Vater gehe es besser. Er arbeite wieder an irgendwelchen Notizen und rede dabei mit sich

selbst. Also alles wie gewohnt. Ich solle mir keine Sorgen machen und mich auf meine Arbeit konzentrieren.

Ich rief an, aber sie meldete sich nicht.

*

Mein Vater rief an. Ich war gerade von meinem Morgenspaziergang zurückgekommen und hatte mich mit einer Tasse Kaffee an den Schreibtisch gesetzt. Die Balkontür stand offen, der Westwind wehte den herben Duft des Meeres herein, ich war heiter und freute mich auf die Arbeit.

»Ingmar, Junge«, sagte er aufgeräumt. »Wie geht es dir denn in deinem Istrien?«

Der joviale Ton passte nicht zu ihm, ich war sofort auf der Hut.

»Gut«, sagte ich. »Wunderbar. Aber was ist mit dir? Du warst im Krankenhaus, wie ich höre.«

»Doch, doch. Das wird alles ...« Plötzlich klang er unsicher. »Ich wollte mich einfach erkundigen, wie es läuft und was du tust.«

»Was ist passiert? Warum warst du im Krankenhaus?«

»Ach, das war nichts«, sagte er hastig. »Wir können reden, wenn du zurück bist. Ich bin nur etwas... schwach, die Sache hat mich durchgeschüttelt.«

Ich hörte Julias Stimme im Hintergrund, sie klang gedämpft, als hätte sich mein Vater abgewandt oder die Hand über das Telefon gelegt. »Wie läuft es

mit deiner Weiterbildung?«, fragte er, als er wieder da war.

»Ich habe mich gut eingerichtet, alles läuft nach Plan. Vielleicht sogar eine Spur besser.«

»Gut, gut.« Er wirkte abwesend. Oder so, als würde ihn etwas ablenken.

»Bist du sicher, dass alles in Ordnung ist?«, wiederholte ich die Frage, nun wirklich besorgt. »Soll ich nach Zürich kommen?«

Wieder sagte Julia etwas, dann hörte ich Schritte. Eine Tür fiel ins Schloss.

»Nein, nein, auf keinen Fall. Es ist nichts. Ich wollte nur ... Wie gesagt, wir können ein anderes Mal darüber reden. Am besten, wenn du wieder ... Um Weihnachten herum, nicht wahr?«

»Eher Anfang Januar. Was macht Julia?«, schob ich hastig nach, damit er das Gespräch nicht beendete.

»Julia? Der geht es sehr gut. Sie hat einen großen Auftrag an Land gezogen und hat nun sehr viel zu tun.«

»Ihr wolltet demnächst nach Frankreich fahren, nicht wahr? Julia wird hoffentlich nicht im Urlaub arbeiten müssen.«

»O Gott ja, Frankreich«, sagte Vater und seufzte. »Das ist nicht sicher, das mit der Reise. Wir werden sehen ...«

Ich wollte nachhaken, aber er fiel mir ins Wort: »Kommst du mit deinen Sprachstudien gut voran?«

»Ja, sogar sehr gut, ich lerne viel, es ist beinahe wie früher.« Ich erzählte von meinen häufigen Besuchen in Žejane. »Mittlerweile brauche ich keine Dolmetscherin mehr, ich habe die Sprache ziemlich im Griff.«

»Gut, gut.« Wieder wirkte er zerstreut.

»Stell dir vor«, haspelte ich, »ich bin dabei, eine alte istrorumänische Geschichte zu übersetzen. Einen Roman.«

»Wie, einen Roman? Du übersetzt? Aus dem Istrorumänischen?« Seine Stimme klang wieder fester.

»Ja. Eigentlich aus dem ...« Ich konnte mich gerade noch bremsen. »Die Geschichte ist nicht einfach, aber wenn ich mal nicht weiterweiß, helfen mir die Leute hier.«

»Großartig«, sagte er. »Wirst du noch in Istrien fertig damit?«

»Mit der Rohfassung schon. Ich werde zu Hause weiter daran feilen.«

»Großartig«, wiederholte er. »Eine Übersetzung aus einer so kleinen Sprache? Du hast sie einmal irgendwie anders genannt. Wie hieß das gleich?«

»Žejanisch.«

»Ja, genau«, sagte er. »Und dann gleich ein Roman. Ich muss es sofort Julia erzählen! Weiterhin viel Erfolg. Und alles Gute, Junge, alles Gute.«

Er legte auf.

Erst hinterher fiel mir ein, dass er kein einziges Mal nach meiner Doktorarbeit gefragt hatte. Wie

seltsam, dachte ich und rief Anna an. Sie meldete sich auch dieses Mal nicht. Vermutlich war sie bei der Probe. Oder auf dem See oder noch nicht wach, es war erst 9. Oder war sie sauer wegen neulich? Das wäre kleinlich, dachte ich und scheuchte den Gedanken weg. Es war an der Zeit, meine Textdatei zu öffnen und weiterzumachen, wo ich gestern Abend aufgehört hatte. Die Balkontür stand offen, die Luft roch nach Pinien und weichem Nieselregen, ich war für ein paar weitere Seiten bereit. Doch ich fand den Einstieg nicht. In Gedanken kehrte ich immer wieder zum seltsamen Telefonat von vorhin zurück. Was war los? Ich versuchte es wieder bei Anna. Ohne Erfolg. Schließlich klappte ich den Computer zu und machte mich auf den Weg ins »O sole bio«.

»Rate mal, wer vor fünf Minuten hier war«, sagte Nada, als sie mich sah.

»Elvis? Mein Vater? Der Papst?«

»Was?« Nada runzelte die Stirn.

»Vergiss es«, sagte ich. »Wer war hier?«

»Hildegard und Ingrid. Weißt du noch? Sie haben nach dem netten jungen Mann gefragt. Du hast Fans.«

»Der nette junge Mann ist gerührt«, sagte ich und erzählte ihr vom Anruf meines Vaters. »Warum wollte er plötzlich wissen, was ich hier mache?«

Nada zuckte mit den Schultern. »Vielleicht ist ihm einfach eingefallen, dass er sich für seinen Sohn interessieren sollte.«

»Ihm fielen immer viele Dinge ein. Aber sein Sohn hat noch nie zu ihnen gehört«, sagte ich. »Um den guten alten Neil Armstrong falsch zu zitieren: Das wäre ein kleiner Schritt für die Menschheit, aber ein riesiger Sprung für Konrad Saidl.«

»Ach, Ingmar, übertreib es nicht. Ich erzähle dir mal etwas: Mein Vater ist schwierig und ... wie sagt man? Rückstehend?«

»Rückständig.«

Sie wechselte ins Kroatisch: »Er wollte nicht, dass ich studiere, dann schimpfte er, als ich das Studium abbrach. Er hätte mich am liebsten enterbt, nur gab es nichts zu erben. Und als ich Kredite aufnahm und diesen Laden eröffnete, sprach er drei Monate kein Wort mit mir.«

»Worauf willst du hinaus?«, fragte ich.

»Darauf, dass ich mich mit selbstgerechten Vätern auskenne.«

Eine Kundin hob die Hand, sie wollte bedient werden. Im Weggehen sagte Nada, nun wieder auf Deutsch: »Dein Vater wollte bloß wissen, wie es dir geht. Belasse es dabei und freue dich.«

*

Ich hatte eine Pause nötig, mein Kopf war leer, aber schwer, keine gute Ausgangslage für kreatives Arbeiten. Also beschloss ich, nach Zagreb zu fahren. Zwar hatte ich noch viel zu erledigen, in gut fünf Monaten musste ich nach Zürich zurück. Aber ich überlegte,

ob ein Umgebungswechsel vielleicht den anfänglichen Elan zurückbringen könnte. Nada fand die Idee gut. Als ich fragte, ob sie mitkommen möchte, schüttelte sie den Kopf. Sie könne es sich nicht leisten, ihren Laden mitten in der Saison zu schließen. »Zagreb wird dir gefallen«, sagte sie. »Und ein paar Tage mit dir alleine ist genau das, was du jetzt brauchst.«

Entgegen Nadas und Kristinas Rat fuhr ich nicht mit meinem Auto, sondern nahm den Bus. Die Fahrt war angenehm, die Landschaft abenteuerlich schön, und statt mit einer großen Verspätung, wie von Nada vorausgesagt, kam ich 15 Minuten vor der Zeit in Zagreb an. Die Stadt gefiel mir tatsächlich, und das auf Anhieb. Die Altstadt, die Kirche mit dem bunten Dach, die engen Gassen mit den winzigen Läden, die Cafés, der Markt, das Nationaltheater, die sezessionistisch geprägte Architektur – vieles erinnerte mich an Wien und versetzte mich in die Kindheit zurück.

Ich rief Tante Jo an.

»Na, Lieblingsneffe«, sagte sie, »sprichst du schon fließend Istrorumänisch?«

»Žejanisch. Die Sprache heißt Žejanisch. Istrorumänisch ist bloß ein künstlicher ...« Ich ärgerte mich über meine Besserwisserei und ließ das Thema fallen.

»Weißt du, wie es Vater geht? Von Julia erfahre ich gar nichts«, sagte ich.

»Er war im Krankenhaus, jetzt ist er zu Hause«, sagte Tante Jo. »Die arme Julia, sie tut mir leid. Mein

kleiner Bruder hingegen tut nur sich selbst leid. Wir kennen ja unseren Konrad.«

»Das tun wir«, sagte ich. »Trotzdem mache ich mir Sorgen.«

»Nicht nötig. Er kommt am Freitag oder Montag nach Hause. Julia wird ihm den Allerwertesten nachtragen, er wird es ihr danken, indem er denselben möglichst tief hängen lässt.«

»Na gut«, sagte ich, »wenn ich dich so reden höre, bekomme auch ich Lust auf Gelassenheit.«

»Sehr gut. Bist du in Opatija? Oder Rijeka?«

»Weder noch. In Zagreb. Schön ist es hier. Die Stadt sieht beinahe wie Wien aus, nur anders«, plapperte ich. »Die Fassaden, die Brunnen, das Museum der 80er-Jahre, der Zrinjevac-Park, die Cafés am Blumenplatz ...«

»Aber du wohnst noch in Istrien, nicht wahr?«

Ich bejahte und erzählte von meiner Wohnung und Nada, Pepo und Kata, von Kristina, Mauro und von der Waschmaschine, die ich beim Schleuderprogramm festhalten musste, weil sie sonst aus dem Badezimmer hinaushüpfen würde. »Weißt du was?«, sagte ich. »Von meinem Schreibtisch aus sehe ich das Meer.«

»Ich habe mir immer einen solchen Schreibtisch gewünscht«, seufzte Tante Jo. »Was schreibst du, wenn du den Blick wieder auf deinen Bildschirm senkst? Hausaufgaben vom Sprachkurs?«

»Nein, nein, viel besser: Ich habe eine Geschichte entdeckt, eine alte Familiensage aus Žejane. Die übersetze ich ins Deutsche.«

Tante Jo schwieg. Das kam selten vor.

»Tante Jo?«, sagte ich. »Noch da?«

»Na so was«, sagte sie. »Du übersetzt. Ich wusste nicht, dass du ... dass du ...«

»Dass ich übersetzen kann?«

»Eines ist klar, Ingmar. Du musst diesen Schreibtisch mit nach Zürich nehmen.«

Wider Erwarten wurde mir schwer ums Herz. Auch Tante Jo war bereit, mir zu glauben, wie vorhin mein Vater. Bis dahin hätte alles in ein Gedankenspiel gedreht werden können. Oder in einen Streich. Ich hätte schlimmstenfalls die bereits strapazierte Formel »harmloser Schwindel« bemühen können. Aber nun hatte ich auch Tante Jo von meiner Übersetzung erzählt. Vielleicht war das Ganze doch noch ein Betrug, wie Nada sagen würde. Oder eine »mission impossible«? Was, wenn ich tatsächlich nicht Tom Cruise war?

*

Am Tag darauf bekam ich Julia ans Telefon. Sie hatte keine Zeit zum Plaudern, sagte bloß, Vater sei draußen im Garten, es gehe ihm recht gut. Er habe sich sehr über die Nachricht von meiner Übersetzung gefreut. Und auch sie finde das einfach großartig und möchte bald mehr erfahren.

*

Ich sah ein, dass Nada recht hatte: Wir mussten Mauro einweihen. Inzwischen war er zu einem guten Freund geworden, ich wollte die Freundschaft nicht aufs Spiel setzen, indem ich riskierte, dass er mir auf die Schliche kam und dann fehlendes Vertrauen vorwarf. Das Überleben seiner Muttersprache war ihm sehr wichtig, er würde doch alles unterstützen, was sich als hilfreich erweisen könnte. Schlimmstenfalls würde er mich auslachen und mich einen Spinner nennen, damit würde ich leben können. Nada war überzeugt, dass Mauro mich nicht verpfeifen würde, selbst wenn er mein Vorhaben aus irgendwelchen Gründen für falsch halten sollte. Sie kannte ihn länger, ich verließ mich auf ihr Urteil.

*

Wir saßen in Nadas Wohnzimmer, die Balkontür stand offen, der Abend war mild, die Luft roch nach Regen. Nada schenkte Wein ein, im Hintergrund lief irgendein italienischer Schlager, allerdings nicht in der üblichen Lautstärke. Ich beschloss, nicht lange um den heißen Brei zu reden, sondern knapp und ohne Rechtfertigungen zu erzählen, was es mit meinem Buch wirklich auf sich hatte. Nada nippte an ihrem Wein und mischte sich nicht ein. Als ich fertig war, sah Mauro mich lange an. Ich war unsicher, ob er mich wirklich verstanden hatte oder ob

ich ihm meine Idee noch einmal mit anderen Worten erklären sollte. Es kam mir sogar der Verdacht, dass ich sein Französisch doch überschätzt hatte. Doch dann lachte er, schüttelte den Kopf und sagte, ich sei verrückter, als er gedacht habe. Ich nahm das als Kompliment.

»Aber jetzt im Ernst«, sagte er. »Wovon redest du? Warum würde irgendetwas so etwas tun? Warum schreibst du nicht einfach einen neuen Roman?«

Ich suchte nach einer noch direkteren Erklärung, Mauro sollte nicht denken, dass der Plan kompliziert war. Aber er fuhr bereits fort: »Ich meine, du kannst schreiben, sonst würdest du gar nicht auf eine solche Idee kommen.«

Das stimme vermutlich schon, antwortete ich. Aber das sei nicht der Punkt. Zumindest nicht der einzige Punkt. Dann erzählte ich ihm von meinen Erfahrungen mit Verlagen und Agenturen, von meinem Vater, und schließlich erwähnte ich sogar das georgische Hörbuch. Mauro hörte aufmerksam zu. »Okay, das kann ich nicht beurteilen«, sagte er. »Ich meine das mit deinem Vater. Und das georgische Hörbuch, also ich weiß nicht. Das ist ziemlich weit hergeholt.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Aber das Hörbuch ist nicht das Wichtigste.«

»Ist der Aufwand nicht zu groß?«

»Vielleicht«, sagte ich. »Aber überleg mal, was wir alles erreichen können. Wir erbringen den Be-

weis, dass es so etwas wie eine žejanische Literatur gibt. Das schafft Publizität. Und die wiederum verbessert die Aussicht auf Subventionen, auf die ihr so dringend angewiesen seid. Von eurer Regierung, aber auch von der EU.«

Ich hoffte, dass das Pronomen »wir« meine Argumentation stützen würde, indem ich Mauro auch rhetorisch ins Boot holte.

»Na ja, das mag stimmen. Je länger ich darüber nachdenke ...«

Nada schenkte nach. Mauro nahm einen Schluck.

»Ich sehe, dass du dir dazu einiges überlegt hast«, sagte er. »Aber vielleicht ginge es einfacher. Dein Roman könnte in Žejane spielen. Wozu brauchst du den Umweg über die Übersetzung?«

»Wenn ich diesen Roman schreibe, dann ist das keine žejanische Literatur«, sagte ich. »Bestenfalls Literatur über Žejane. Das bringt nicht so viel.«

Nada schaltete sich ein: »Ingmar befürchtet, dass er für einen Roman über Žejane keinen Verlag finden würde. Aber für einen žejanischen Roman schon.«

Mauro war nicht überzeugt: »Wird man dir glauben, dass du in weniger als einem Jahr so gut die Sprache gelernt hast?«

»Wer mich kennt, schon.« Ich versuchte nicht, bescheidener zu klingen, als ich mich fühlte. »Ich habe Sprachen immer schnell gelernt. Und als Romanist ... Julia, die Frau meines Vaters, wird vielleicht als Einzige zunächst skeptisch dreingucken.

Sie ist Übersetzerin. Aber auch sie wird ihre Skepsis aufgeben. Sie glaubt mir gern.«

»Und dein Vater?«

Das sei schwierig, sagte ich. Aber nicht aus Gründen, um die es hier gehe.

»Und wer dich nicht kennt?«, fragte Mauro. »Zum Beispiel die Verlage? Die Medien?«

»Ich werde gute Antworten finden, mach dir keine Sorgen«, sagte ich und hoffte, dass er mir meine Zweifel nicht anmerkte.

Nada sagte nichts. Mauro stand auf und trat auf den Balkon hinaus. Nada und ich tauschten einen Blick und warteten. Die Uhr am Kirchturm schlug zuerst viermal, dann, etwas tiefer, achtmal.

Mauro kehrte zurück und setzte sich wieder.

»Wenn du meinst ...«, sagte er. »Ich bin dabei. Wie kann ich dich am besten unterstützen? Oder euch?«

Nun schaltete sich Nada ein. »Indem du Ingmar den Rücken freihältst«, sagte sie. »Falls hier Fragen auftauchen.«

»Was wahrscheinlich nicht der Fall sein wird«, sagte ich. »Aber falls doch, werde ich vielleicht Fragen zum Žejãnski haben. Das hast du mir ja bereits zugesagt.«

»Ja, aber damals wusste ich nicht ...«, sagte Mauro mit einem Lächeln.

»Jetzt, da du es weißt, ist die Sache noch spannender, nicht wahr?«, sagte Nada. Sie wandte sich

an mich: »Ich habe dir doch gesagt, dass Mauro cool ist.«

Wir hoben unsere Gläser. »Auf die žejanische Literatur! Die ursprüngliche und die übersetzte!«

*

Mauro rief am nächsten Tag an und wollte wissen, wie viel ich schon geschrieben hatte. Ich sagte, dass mir nur fünf oder sechs Kapitel fehlten. Nada würde ihm eine ausführliche Zusammenfassung geben, auch schriftlich, wenn er möchte. Sie habe es selbst vorgeschlagen. Er winkte ab. Eine mündliche Zusammenfassung reiche, sagte er. Er möchte nur wissen, worum es gehe.

Nada übersetzte trotzdem ein paar Dialoge, und zwar solche, die sie, nach eigenem Bekunden, für besonders aufschlussreich und auch gelungen hielt.

Ich war plötzlich unsicher.

»Was bereitet dir Sorgen?«, fragte Nada.

»Dass Mauro das Buch für misslungen halten könnte«, sagte ich. Das sei doch meine erste Übersetzung, da gehöre eine gewisse Unsicherheit dazu.

Nada verdrehte die Augen. »Keine Sorge«, sagte sie. »Die Übersetzung ist gut. Ich würde sagen, sie ist sogar besser als das Original.«

»Das können wir nicht mit Sicherheit wissen«, sagte ich. »Bisher hat niemand das Original gesehen.«

»Außer dir, du Genie.«

»Außer mir«, bestätigte ich. »Aber ich bin ja ans
Übersetzergeheimnis gebunden.«

»Was es nicht alles gibt.«

»Du würdest dich wundern«, sagte ich.